Dr. Friedrich August Lehner

Fürstlich Hohenzollerischer Hofrat, Bibliothekar und Museumsdirektor 1864—1894

Von Prof. Dr. Hans Lehner in Bonn

Es wird wohl nur noch wenige Leute in Sigmaringen oder sonst in Hohenzollern geben, die sich des rüstigen alten Herrn entsinnen werden, den man täglich zu einer bestimmten Nachmittagsstunde seinen Erholungsspaziergang am Mühlberg und Brenzkoferberg in Sigmaringen machen sehen konnte, während er sonst den übrigen Tag in seinem schönen Amtszimmer in der Fürstlichen Hofbibliothek mit amtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten ausfüllte, jenes bescheidenen Mannes, der jeder Streberei und Selbstüberhebung abhold, schlicht und freundlich, besonders gern mit einfachen Leuten in ihrer Sprache, die er als Schwabe beherrschte, sich unterhielt, dessen liebste Erholung in jüngeren Jahren gelegentlich ein einsamer Pürschgang oder ein Jagdausflug mit weidgerechten Jägern war, und der nichts sein wollte, als ein treuer Beamter seines fürstlichen Herrn, an dem er mit innigster Verehrung hing. Allgemein bekannt und beliebt war er, aber nur die Wenigsten ahnten, daß er weit über die Grenzen Hohenzollerns und Schwabens hinaus in ganz Deutschland und auch im Ausland in wissenschaftlichen Kreisen als Autorität ersten Ranges allseitiger Achtung und hoher Verehrung genoß, der sich auch wissenschaftlich Andersdenkende rückhaltlos anschlossen, weil die Lauterkeit seiner Gesinnung, die vornehme Sachlichkeit und Geradheit seines Charakters, die Liebenswürdigkeit seines arglosen Wesens jeden in ihren Bann schlugen, der mit ihm näher bekannt wurde.

Geboren am 10. Oktober 1824 in dem Dörfchen Geislingen bei Balingen in Württemberg, also dicht an der hohenzollernschen Grenze, als Sohn eines kleinen württembergischen Forstbeamten, wuchs er als Ältester einer zahlreichen Kinderschar in schlichten, ja dürftigen Verhältnissen auf. Da der begabte Knabe aber für den geistlichen Stand bestimmt wurde, so fand sich die Möglichkeit zum Besuch der Lateinschule in Balingen und dann des Gymnasiums in Rottweil, nach dessen Absolvierung er die Universität Tübingen bezog, um zunächst Theologie zu studieren. Wenn er dann glücklicherweise rechtzeitig erkannte, daß der geistliche Beruf ihm nicht lag, so war das theologische Studium doch nicht vergeblich gewesen, sondern sollte, wie wir sehen werden, noch in seinen späteren Jahren reiche Früchte zeitigen. Aber zunächst wandte er sich jetzt der Philologie und Archäologie zu, und eignete sich in der ausgezeichneten Tübinger Schule jene gründliche philologische Methode an, die ihm später bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten in so vortrefflicher Weise zustatten kam. Im Jahre 1847 ging er von der Universität ab und mußte sich, der Not gehorchend, dem, wie er selbst sagte, nicht immer dornenlosen Beruf des Erziehers in adligen Häusern widmen, der ihn über Stuttgart und München nach Wien führte. Mit rastlosem Fleiß setzte er überall neben der beruflichen Tätigkeit seine archäologisch-kunstgeschichtlichen Studien fort, sodaß es ihm nach Überwindung der materiellen Schwierigkeiten endlich 1863 möglich war, an der Universität Leipzig die Doktorwürde zu erlangen. In Wien hatte er das Glück, in einen Kreis bedeutender Männer der Kunst und Wissenschaft eintreten zu dürfen, deren Umgang zum Teil unmittelbar bestimmend für seine Zukunft wurde. Als besonders fruchtbar hat er stets eine Studienreise zur Aufnahme der Bau- und Kunstdenkmale nach Ungarn betrachtet, die er unter der Oberleitung des berühmten Gotikers und Dombaumeisters am Stefansdome Schmid unternehmen durfte, und deren Ergebnisse er in einer Reihe von Schilderungen herausgab, die unter dem Titel „Oberungarische Städtebilder" in der Österreichischen Revue im Anfang der sechziger Jahre erschienen.

In der ersten Hälfte des Jahres 1864 durfte er sich unter der Oberleitung von Eitelberger und v. Falke als Hilfsarbeiter an der Begründung und Einrichtung des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie beteiligen, welche Tätigkeit dann der unmittelbare Anlaß zu seiner Berufung an das Museum des Fürsten von Hohenzollern nach Sigmaringen wurde. In Wien hatte er inzwischen auch seine Lebensgefährtin gefunden, die ihm die Übersiedelung aus der Weltstadt in die enge Sphäre der Kleinstadt Sigmaringen erträglich zu machen in erster Linie berufen war.

Die Verhandlungen mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern begannen schon im Januar 1864. Vom 19. Januar datiert das erste ausführliche Schreiben des Fürsten an Lehner betreffend die Übernahme der Bibliothekar- und Konservatorstelle in Sigmaringen. Die weitere Korrespondenz führte dann zur Anstellung am 1. Juli 1864, wo Lehner die Aufgabe zufiel, in das bereits fertige Kunstsammlungsgebäude, nachdem es von Prof. Andreas Müller aus Düsseldorf ausgemalt war, mit den Sammlungen einzuziehen. So entstand jene Kunstsammlung, welche mit unwesentlichen Veränderungen in der Form verblieb, die Lehner ihr gegeben hatte, bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1928. Ein in der Leipziger Illustrierten Zeitung von 1872 Nr. 1517 erschienenes Bild des stattlich wirkenden, an eine gotische Kirche erinnernden Raumes gibt schon den harmonischen Gesamteindruck wieder, der jedem Besucher bis in die letzten Jahre des Bestehens der Kunstsammlung vertraut war, und dessen vornehmer Festlichkeit sich niemand entziehen konnte. Spätere Hände haben kleine Veränderungen der Aufstellung vorgenommen, wie sie sich aus dem Zuwachs und Abgang jeder Sammlung von selbst ergeben, aber die Gesamtaufstellung war und blieb von Lehner bestimmt. So schön und feierlich dieser Gesamteindruck der Kunsthalle war, so konnte es dem an moderne Museumsbauten gewöhnten Beschauer, namentlich dem Fachmann nicht entgehen, daß Manches nicht so zur Geltung kam, wie man es seinem Wert und seiner Bedeutung nach gewünscht hätte. Besonders die kostbaren Altartafeln der schwäbischen Malerschule mußten stets unter der nicht sehr glücklichen Gestaltung des Gebäudes leiden, inso-



Dr. Friedrich August Lehner

ZOLLERHEIMAT

BLÄTTER ZUR FÖRDERUNG DER HOHENZOLLERISCHEN HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 4 Hechingen, 2. Juni 1933 2. JAHRGANG

Die Herren von Steinhilben

Von F. Eisele

Wie in vielen andern Orten gab es in den früheren Jahrhunderten auch in Steinhilben einen eigenen Ortsadel: Die Herren von Steinhülben. Sie werden in verschiedenen Urkundenbüchern und sonstigen geschichtlichen Werken wiederholt genannt. Diese zerstreuten Erwähnungen sollen im Nachfolgenden zur Gewinnung eines, wenn auch nicht lückenlosen, Gesamtbildes des Geschlechtes zusammengestellt werden.[1])

Wann und wie diese Herren nach Steinhilben gekommen sind, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln. Waren sie vielleicht Nachkommen vom Sippenführer, der sich daselbst niederließ? Freilich der Ortsname weist auf keinen solchen hin. Der Name Steinhilben hängt mit den Hülben zusammen, den Gruben zur Ansammlung des Wassers, die sich da befinden, weil der Ort kein fließendes Wasser hat. Gleichwohl wird man an einen solchen Führer denken müssen, der die Gründung leitete und dann mit seinem Meierhof Zwing und Bann besaß. Den Meierhof des Sippenführers läßt auch der Gewandname Brühl vermuten, der 1386 und jetzt noch vorkommt. Dyem von Stainhulwen hatte in jenem Jahre dort zwei Mannsmahd Wiesen. Da der Ortsname keine Personennamen enthält, mag die Gründung von Steinhilben etwas später als die der benachbarten Ingen-Orte Trochtelfingen und Wilsingen erfolgt sein. Geraume Zeit nachher, im 10. oder 11. Jahrhundert, baute dann ein Nachkomme des Sippenführers eine Burg im Orte und nun schrieben sich deren Besitzer von Steinhülwen (siehe auch an späterer Stelle).

Die Burg und das Steinhaus in Steinhilben werden 1393 genannt; letzteres heißt 1483 und 1572 auch Jagdhaus. Burg und Steinhaus standen im Dorf bei einer Hülbe; jetzt sind nur noch geringe Reste vorhanden (Zingeler u. Buck, Zollerische Schlösser, Burgen u. Burgruinen S. 127 u. 128). In den „Zollerischen Schlössern" wird neben der Burg und dem Steinhaus ein Schloß angenommen. Nach Griesinger (Universallexikon 1841, S. 1318) hat Herzog Christoph (1550—1568) 10 000 fl. auf den Bau des Schlosses und wohl auch für das Steinhaus (1563) verwendet; das Steinhaus gehörte nämlich in jener Zeit und schon lange vorher den Grafen und Herzogen von Württemberg. 1604 gab es ein altes und ein neues Schlößlein; das alte war sicherlich das Steinhaus. 1772 wird das w. herrschaftliche Wohnhaus als gänzlich demoliert bezeichnet und war nur noch ein bewohntes altes Haus vorhanden. Wie Griesinger mitteilt, war das (neue) Schloß 1841 „gänzlich zerfallen"; 1857 soll es dann abgebrochen worden sein; es gehörte einem Privatmann. Wann und wie die Burg und das Steinhaus in Trümmer gingen, ist mir unbekannt (Weiteres s. unter Nr. 1).

Die Herren von Steinhilben waren zum Teil Lehensleute und Dienstmannen der Pfalzgrafen von Tübingen, der Grafen von Hohenberg, von Geroldseck, von Veringen, von Württemberg, von Österreich und von Fürstenberg und waren somit Edelknechte und gehörten dem niedern Adel an[2]). Einige des Geschlechtes treffen wir als württembergische und fürstenbergische Beamte.

Das Wappen der Herren zeigt einen aufrecht stehenden Drachen mit halbem Oberkörper auf einem Dreiberg.

Das Geschlecht blieb nicht bis zum Aussterben in Steinhilben, sondern siedelte sich noch an verschiedenen Orten an, wie das bei manchen Adelsgeschlechtern damals vorkam. Außer in Steinhilben finden wir dasselbe in Wurmlingen, in Schenkenzell, in Dießen, in Wolfach, in Hausach, in Herrenberg, in Vörbach, in Schopfloch, in Melchingen, Hettingen und in Hustenegg. Wir haben deswegen mehrere Zweige des Geschlechtes. Dabei läßt sich aber bei den einzelnen Gliedern nicht immer mit Sicherheit feststellen, welchem Zweige sie angehören bzw. wo sie ihren Wohnsitz hatten, weil in den Urkunden der Sitz sehr häufig nicht angegeben ist. Später hatten die nicht mehr in Steinhilben wohnenden Herren meistens den Namen Hülwer[3]). Erschwerend wirkt auch das so häufige, gleichzeitige Vorkommen der nämlichen Personennamen, Diem, Dietrich, Albrecht, Heinrich (Heinz), Hans. Die Aufstellung eines sicheren Gesamt-Stammbaumes des Geschlechtes ist deswegen nicht möglich, zumal das Verwandtschaftsverhältnis der einzelnen Glieder ungenügend angeführt ist.

---

[1]) Abkürzungen: StAS. = Staatsarchiv in Sigmaringen. — PfT. = Schmid, Geschichte der Pfalzgrafen von Tübingen. — ZH. = Schmid, Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg. — MoHo. = Schmid, Momumenta Hohenbergica. — FUB. = Fürstenbergisches Urkundenbuch. — WUB. = Wirtembergisches Urkundenbuch. — UBHl. = Hauber, Urkundenbuch des Klosters Heiligkreuztal. — OBG. = K. v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch. — REC. = Regesta Episcop. Constant. — MH. = Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte n. Altertumskunde i. Hohenzollern. — v. O. = Schön, Geschichte der Familie von Ow. — NWChr = Steinhofer, Neue Wirtemb. Chronik. — v. H. = E. v. Hornstein, Die von Hornstein. — FDA. = Freiburger Diözesan-Archiv.

[2]) Doch wird 1292 Dymon nobilis de Steinhulwen genannt (WUB. 10,34) und ebenso schon 1279 Dietrich von Steinhulwe (WUB. 8,178); freilich findet sich in Schwaben seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts diese Bezeichnung zuweilen auch bei Nichtedeln.

[3]) Auch die Benennung Pfützer, Pfitziger, Pfutz kommt vor; sie soll mit den örtlichen Verhältnissen zusammenhängen.

fern sie, an den einzig für ihre Aufstellung in Betracht kommenden hohen Langwänden des kirchenschiffartigen Raumes eine ungünstige Beleuchtung hatten. Aber das war nun einmal ein Mangel, der daraus entsprang, daß der neuernannte Museumsdirektor in einen ohne sein Zutun fertig gestellten Raum einziehen und sich nun mit der Schöpfung des Architekten abfinden mußte, — ein Los, welches das Sigmaringer Museum bekanntlich mit manchem anderen zu teilen gehabt hat. Auch die kostbare Holzplastik hätte wohl durch eine andere Raumgestaltung besser zur Geltung kommen können, als es unter den gegebenen Umständen möglich war. Um so glänzender und erfreulicher war die Aufstellung aller der Abteilungen, welche von der architektonischen Gesamtgestaltung weniger abhängig waren, der Kleinkunst, des Kunstgewerbes. Da boten in den vornehm-schlichten Vitrinen des Hauptraumes die schönen, rheinischen, schwäbischen, fränkischen keramischen Sammlungen, die rheinischen und Limoger Schmelzarbeiten, darunter einzigartige Stücke von unschätzbarem Wert, die Gläser, Elfenbeinschnitzereien und Prunkwaffen sich dem Beschauer in voller Pracht dar, und in zwei intim ausgestatteten Seitenkabinetten fand man italienische Majoliken und erlesene Stücke der Email-, Elfenbein- und Metallkunst aus der Gesamtheit herausgehoben. Das Ganze, durchaus auf aesthetische Wirkung gestimmt, spiegelte in glücklichster Weise den vornehmen, streng sachlichen, aber einer seiner sozialen Stellung entsprechenden unaufdringlichen Prachtentfaltung zugeneigten Sinn des Schöpfers der Sammlung, des Fürsten Karl Anton wider, dem Lehner nun nach Beendigung der Aufstellung den in der Kunsthalle verewigten Wahlspruch in den Mund legte:

Mit Gott hab ich dies Haus erbaut,
Manch Kleinod hab ich ihm vertraut,
Ich freu mich des, doch nicht allein,
Auch du sollst mir willkommen sein.
All was du siehst, ist dein wie mein,
Auch mich kann ja das Schau'n nur freu'n,
Zwar, nähmst du was, hätt ich's nicht gern,
Doch nimm das beste mit dir: lern!

Diesem liberalen, menschenfreundlichen Grundsatz entsprechend, wurde in einer weit entgegenkommenden Besuchsordnung die Kunstsammlung, die ja doch eigentlich engster Privatbesitz des fürstlichen Hauses war, Jedem zugänglich gemacht, der Kunst genießen und studieren wollte, wovon freilich die Bewohner des Residenzstädtchens nur sehr bescheidenen Gebrauch machten, während die auswärtigen Besucher des schönen Donautales in immer steigendem Maße die herrliche Kunstsammlung des Fürsten von Hohenzollern zu schätzen wußten.

Aber nicht die Kunsthalle allein war den Besuchern geöffnet. In nächster Nachbarschaft war eine in wuchtigen, schweren Architekturformen gehaltene Halle des Schlosses selbst der Waffensammlung eingeräumt. Da standen Ritterrüstungen, ein gepanzerter Ritter zu Pferde, Schieß-, Hieb- und Stichwaffen aus allen Jahrhunderten des Mittelalters und der Neuzeit, Trommeln und andere kriegerische Musikinstrumente, Fahnen, Standarten und Schilder in malerischer Anordnung, für die breite Masse der Schloßbesucher fast ein noch größerer Anziehungspunkt, als die dem allgemeinen Verständnis mehr entrückte Kunstsammlung, welche übrigens eine Auslese der kunstvollsten Waffenstücke in gesonderter Aufstellung zeigte.

In dem Obergeschoß der Kunsthalle, leider aus räumlichen Gründen dem allgemeinen Besuch nicht zugänglich, fand die bedeutende Sammlung vaterländischer Altertümer eine übersichtliche, für das Studium der Fachleute vollkommen ausreichende Aufstellung, und in den Räumen der ebenfalls von Lehner geordneten und verwalteten fürstlichen Bibliothek konnte man in großen Pultvitrinen einen nicht sehr umfangreichen, aber erlesenen Schatz von alten Handschriften mit herrlichen Miniaturen bewundern. Eben da war auch eine Kupferstich- und eine Münzsammlung untergebracht.

Diese Gesamtheit der kunst- und kulturgeschichtlichen Schätze der fürstlichen Sammlung, zu der noch eine ganze Reihe in den Räumen des Schlosses verstreuter Gegenstände gehörte, und die, wenn in einem einzigen Gebäude vereinigt, ein ganz großes Museum dargestellt hätte, war der Obhut Lehners unterstellt und bedurfte der ständigen Pflege, die bei der räumlichen Zersplitterung der einzelnen Abteilungen doppelt schwer war, bedurfte aber zunächst einmal der Inventarisierung und Katalogisierung. Vor allem traf dies auch zu für die schon erwähnte fürstliche Bibliothek. Sie umfaßte etwa 15 000 Bände, als Lehner sie übernahm, und war bei seinem Dienstaustritt auf etwa 50 000 Bände angewachsen. Schon aus diesem Umfang ist ersichtlich, daß die Bibliothek nicht, wie manche Sigmaringer annahmen, lediglich einem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfnis diente, sondern sie umfaßte, der Geistesrichtung ihres Begründers entsprechend, vor allem politische, geschichtliche, biographische, kultur- und kunstgeschichtliche Fachliteratur. Vor allem durfte Lehner sie als das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug für die Bearbeitung der Kunstsammlungen ausbauen. Wer je auf kunst- und kulturgeschichtlichem Gebiete in der fürstlichen Bibliothek gearbeitet hat, der war erstaunt über die Reichhaltigkeit, welche sie auf diesem Gebiet an Einzelwerken und Zeitschriften aufwies. Auch für Altertumskunde war gut gesorgt, kostbare Serienpublikationen, wie das ganze Corpus inscriptionum Latinarum, die Archäologische Zeitung und ähnliche waren vorhanden, vor allem aber viele jener großen kostspieligen kunstgeschichtlichen Prachtwerke, deren jedes Einzelne enorme Summen kostete. In großzügigster Weise kam hier der Fürst den Wünschen und Bedürfnissen seines Bibliothekars entgegen. In mustergültiger Art hat Lehner die Bibliothek geordnet und einen doppelten Zettelkatalog davon angefertigt, und zwar bewältigte er diese, wie die nachher erwähnten Arbeiten, ganz allein ohne wissenschaftliche oder technische Hilfskraft und Schreibhilfe. Nur ein sogenannter Galeriediener, aus dem Bestand der fürstlichen Hofbediensteten entnommen, besorgte die mechanischen Hilfeleistungen und die Führung und Überwachung der Sammlungsbesucher.

Und nun ging Lehner mit Feuereifer an die Katalogisierung der Kunstsammlungen. Bis auf die Sammlung Vaterländischer Altertümer, für welche der bekannte vortreffliche illustrierte Katalog von L. Lindenschmit bereits seit 1860 vorlag, war für die Sammlungen noch keine wissenschaftliche Behandlung vorhanden. Das mußte alles von Grund auf neu geschaffen werden. Zunächst wurde ein Gesamtinventar angelegt, und dann begann die wissenschaftliche Veröffentlichung. Bereits 1868 hatte Lehner bei Eduard Ebner in Stuttgart „Fünfzig der bedeutenderen Gemälde der fürstlichen Sammlung" in photographischen Reproduktionen herausgegeben. Im Jahre 1871 folgte nun das genaue beschreibende „Verzeichnis der Gemälde", welches damals 210 Nummern umfaßte und 1883 in zweiter vermehrter Auflage erschien. Dasselbe Jahr 1871 zeitigte noch das „Verzeichnis der Schnitzwerke" (377 Stück) und das „Verzeichnis der Tonarbeiten" (550). Im Jahr 1872 erschienen nicht weniger als fünf Oktavbände, die Emailwerke (72), die sogenannten Kleinodien (214), die Gläser (351), die Metallarbeiten (662) und die Handschriften (357). Im Jahr 1874 endlich kamen noch die Verzeichnisse des Mobiliars, soweit es zu den Schaustücken des Museums gehörte (156) und der Textilarbeiten, nicht sehr zahlreich (59 Stück), aber zum Teil sehr kostbare Stücke aus dem Mittelalter umfassend. Diese sämtlichen Kataloge erschienen in der Hofbuchhandlung von C. Tappen (später K. Liehner) in Sigmaringen. Sie waren so eingerichtet, daß sie unmittelbar vor den Gegenständen selbst, deren Numerierung auf sie Bezug nahm, als „Führer" benutzt werden konnten. Über die Weiterentwickelung der einzelnen Sammlungsabteilungen hat Lehner regelmäßig in der Museographie der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst Bericht erstattet.

Bald griff aber Lehners wissenschaftliche und literarische Tätigkeit über die durch sein Amt unmittelbar gezogene Grenze hinaus. Im Jahre 1868 übernahm er den Vorsitz des

Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern, dessen von ihm mitbegründete jährlich erscheinende Zeitschrift er bis 1886 redigierte. Ausgrabungen römischer Gutshöfe in der Umgebung von Sigmaringen haben ihn mehrfach beschäftigt, und ihre Ergebnisse hat er in der Vereinszeitschrift niedergelegt. Durch eine Menge von Vorträgen und Mitteilungen antiquarisch historischen Inhaltes belebte er die regelmäßigen Sitzungen des Altertumsvereins. Die berühmten Zeitblomschen Altartafeln der Pfarrkirche von Bingen bei Sigmaringen veröffentlichte er 1867 in einer Prachtausgabe mit elf photographischen Abbildungen in Folioformat. Kaum bekannt dürfte es sein, daß Lehner dem Fürsten auch die Begründung eines naturgeschichtlichen Hohenzollernschen Heimatmuseums vorschlug, wie aus einem Briefe des Fürsten vom 11. 3. 65, in welchem er diesem Plane zustimmte, hervorgeht. Warum die Gründung nicht zustande kam, ist unbekannt.

Bei einer so umfassenden wissenschaftlichen Tätigkeit, welche auch zu einer ausgedehnten Korrespondenz mit Fachgenossen des In- und Auslandes führte, konnte es nicht ausbleiben, daß die wissenschaftliche Welt mehr und mehr auf die Sigmaringer Sammlungen und ihren Leiter aufmerksam wurde. Hatte ihm die verständnisvolle Munifizenz des Fürsten häufige Reisen nach Berlin, München, Dresden und in andere Zentren deutschen Geisteslebens ermöglicht, und ein halbjähriger Urlaub im Winter 1868—69 ihn nach Südfrankreich und Italien als Reisebegleiter eines jungen Aristokraten, den er in Wien kennen gelernt hatte, zu einer fruchtbaren Studienreise geführt, wobei er überall auch persönliche Beziehungen zu den Fachgenossen anzuknüpfen Gelegenheit hatte, so führte andererseits der wachsende Ruhm der fürstlichen Sammlungen in stets steigendem Maße Besucher aus Fachkreisen nach Sigmaringen, die natürlich niemals versäumten, mit dem Leiter der Sammlungen in persönliche Verbindung zu treten. Aber nicht nur auf den Kreis der engeren Fachgenossen blieben diese anregenden Besuche beschränkt. Nachdem der Fürst im Jahr 1871 seinen ständigen Wohnsitz von Düsseldorf wieder nach Sigmaringen verlegt hatte, suchte er sich für das geistig angeregte Leben, das er in der rheinischen Kunststadt zu führen gewohnt gewesen war, wenigstens einen kleinen Ersatz zu schaffen, indem er geistig hochstehende Menschen aller möglichen Berufsarten zu längeren und kürzeren Besuchen als seine Gäste empfing. Sigmaringen ist in jenen glücklichen Jahren öfter nicht mit Unrecht mit gewissen italienischen Höfen der Renaissancezeit verglichen worden. Namhafte Literaten, bildende Künstler, Politiker, Gelehrte der verschiedensten Disziplinen und Richtungen lösten sich da in bunter Folge ab und scharten sich um den geistvollen Fürsten im Genuß einer vornehmen Gastfreundschaft, die durch die reichen Kunstschätze der Sammlungen und die natürlichen Vorzüge der Gegend noch ihre besonderen Reize erhielt. Mit all diesen Besuchern brachte schon sein Beruf auch den Museumsdirektor und Bibliothekar in engen Konnex, sodaß die Öde der Kleinstadt wenigstens in jenen glücklichen Jahren kaum empfunden wurde.

Aber die enge und dauernde Berührung mit den auswärtigen Fachgenossen sollte Lehner noch höheren Gewinn einbringen. Schon 1872 durfte er die schöne Genugtuung für seine vorbildliche Museumstätigkeit erfahren, daß er in den Verwaltungsrat des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg gewählt wurde. War die Ernennung zum Mitglied einer so hoch angesehenen Körperschaft eine hohe Ehre für den Leiter einer fürstlichen Privatsammlung, so war sie ihm gleichzeitig eine Quelle reichster Anregung, die er bei den alljährlich in Nürnberg stattfindenden Sitzungen aus dem Meinungsaustausch mit hervorragenden Fachmännern schöpfen durfte. Und er war besonders gerne gesehen in diesem illustren Gremium. War er doch im Stande, nicht nur mit seiner Erfahrung und seinem Rat die ideellen Interessen des Nürnberger Museums zu fördern, sondern vermöge seiner guten Beziehungen auch materiell manchen großen Nutzen zu stiften, was natürlich besonders dankbar anerkannt wurde.

Schon früh, lange vor seiner Sigmaringer Zeit, hatte sich Lehner mit Fragen der christlichen Archäologie beschäftigt. Besonders hatte ihn das Problem des allmählichen Wachsens und Werdens des Marienkultus von seinen ersten Anfängen bis an die Schwelle des frühen Mittelalters mehr und mehr gefesselt. Schon im Jahre 1862 hatte er in den Mitteilungen der K. K. Centralkommission VII S. 119 ff. einen Vortrag, den er im Wiener Altertumsverein über die älteste Entwickelung des Marienkultus gehalten hatte, veröffentlicht. Aber nun reifte, stark gefördert durch seine Studienreise nach Italien, allmählich der Plan zu einer groß angelegten Monographie über die Entwickelung des frühesten Marienkultus, welche in Sigmaringen Gestalt annahm. Im Jahr 1881 erschien das Werk „Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten" bei J. G. Cotta in Stuttgart mit acht Doppeltafeln in Steindruck. Von den ersten Erwähnungen Marias in den frühen kanonischen Evangelien an wird das Werden und Wachsen ihres Bildes in der gläubigen Phantasie der ersten Christen, welches dann namentlich die Erzählungen der apokryphen Evangelien stark befruchteten, bis zu den gelehrten Spekulationen der Kirchenväter vom 2. bis 4. Jahrhundert und bis zum Konzil von Ephesus (431) verfolgt. Und es wird dann gezeigt, wie von diesen Vorstellungen, die sich auf die Eigenschaften Marias als Jungfrau, Mutter, Josephs Weib etc. bezogen, die frühchristliche Poesie und endlich die frühchristliche bildende Kunst beeinflußt wurden. Es ergab sich, daß zwar die Poesie schon früh von fast allen Ausgestaltungen, die das Marienideal in den erwähnten Schriften erhalten hatte, Nahrung empfing, daß dagegen die frühe bildende Kunst sich auf einen ziemlich engen Bezirk dieser Vorstellungen beschränkte. Die Mutter mit dem Kinde ist die früheste und häufigste Darstellung, meist aber nicht isoliert für sich, sondern als Teil einer Komposition, entweder mit Joseph oder einem Propheten, oder am häufigsten mit den Magiern, seltener bei der Darstellung im Tempel, der Auffindung des zwölfjährigen Jesus im Tempel, oder mit dem erwachsenen Sohn beim Weinwunder von Kana. Es kommen dann, weit seltener, Darstellungen der Verkündigung, der Vermählung, der Heimsuchung, oder ganz allein als „Orans" vor, wobei allerdings die Deutung nicht immer gesichert ist. Ebenso steht die Deutung vereinzelter Darstellungen als Jungfraukönigin im Himmel nicht ganz fest. Es kann natürlich in diesem Zusammenhang der Inhalt des Werkes nur ganz flüchtig skizziert werden. Es war eine streng wissenschaftliche kunstarchäologische Untersuchung, keine Apologie des Marienkultus, aber auch keine Polemik gegen ihn. Mit wohltuender Objektivität ist das heikle Thema behandelt, und diese Art der Behandlung ist auch seinerzeit in fast allen Besprechungen von Kritikern aller Konfessionen und Richtungen anerkannt worden. Das Buch erregte beim Erscheinen in Fachkreisen bedeutendes Aufsehen, von dem die mehr als 50 Besprechungen, die dem Verfasser bekannt wurden, ein höchst ehrenvolles Zeugnis ablegen. Rastlos hat der Verfasser auch später an dem Werk weiter gearbeitet, eine zweite Titularauflage vom Jahr 1886 brachte schon allerlei Änderungen und Zusätze, und sein hinterlassenes Handexemplar beweist durch zahlreiche handschriftliche Eintragungen, daß Lehner sich mit einer dritten Auflage beschäftigte, zu der es aber nicht mehr gekommen ist. Gewiß ist in den rund 50 Jahren seit dem Erscheinen des Werkes vieles durch neuere Forschungen überholt, in manchem haben sich die wissenschaftlichen Anschauungen über den Gegenstand grundsätzlich geändert; aber für seine Zeit bedeutete diese erstmalige Zusammenfassung einen Markstein in der frühchristlichen archäologischen Forschung und ist als solcher auch gewertet worden.

Die frühchristliche Archäologie, welche namentlich auf dem Gebiet der Katakombenforschung gerade in den achtziger Jahren einen starken und glücklichen Auftrieb erhielt, ließ Lehner bis zu seinem Ende nicht mehr los. Eine ganze Reihe von Aufsätzen, meist in Form ausführlicher Besprechungen, neuerschienener Quellenwerke, erschien aus seiner Feder größtenteils in der wissenschaftlichen Beilage zur Münchener

Allgemeinen Zeitung bis in die letzten Monate seines Lebens hinein und gab ihm auch Gelegenheit, seinen grundsätzlichen Standpunkt auf dem Gebiete der Katakombenforschung gegenüber gewissen Richtungen, die ihm abwegig schienen, zum Teil mit großer Schärfe zu formulieren.

Der Fürst Karl Anton und ebenso sein Nachfolger Fürst Leopold förderten in jeder Weise diese über die unmittelbare Amtspflicht hinausgehende wissenschaftliche Tätigkeit, die nur dazu angetan war, das Ansehen der Stelle selbst nach außen hin zu heben, was auch Karl Anton ausdrücklich in einem an Lehner gerichteten Brief ausgesprochen hat. Ein reger über 20 Jahre sich hinziehender Briefwechsel dieses Fürsten mit Lehner gibt überhaupt ein schönes Bild des hohen Vertrauens, dessen der Fürst seinen Beamten würdigte. Um nur ein Beispiel für viele anzuführen, so sei hier zum ersten Mal der Öffentlichkeit mitgeteilt, daß Lehner vom Fürsten Karl Anton 1870 beauftragt war, dem König Wilhelm die Verzichtleistung des Erbprinzen Leopold auf den spanischen Thron persönlich nach Ems zu überbringen. Unter den hinterlassenen Papieren Lehners fand sich die eigenhändige Instruktion des Fürsten für diese Mission, datiert vom 13. Juli 1870. Mit hingebender Verehrung und Treue und mit rückhaltloser Offenherzigkeit wurde das Vertrauen des Fürsten von seinem Beamten erwidert. Das Verhältnis Lehners zu seinem Vorgesetzten läßt sich am besten durch den Vers aus Goethes Tasso kennzeichnen:

„Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet".

Nach dem Tode Karl Antons 1885 hat Lehner dessen Nachfolger Leopold noch bis zum Jahre 1894 treu gedient und mußte im Frühjahr seines vorletzten Dienstjahres 1893 noch den Schmerz erleben, das alte schöne Felsenschloß in Sigmaringen durch einen furchtbaren Brand in Trümmer und Asche sinken zu sehen. Wie durch ein Wunder blieb die mit viel leicht entzündlichem Material gebaute Kunsthalle und die Bibliothek verschont; mit schwerer eigener Lebensgefahr leitete der 69jährige Direktor die ganze Nacht hindurch die Rettungsarbeiten und die vorläufige Bergung der am meisten gefährdeten Kostbarkeiten. Neuaufstellungs- und Neuversicherungsarbeiten füllten den Rest seiner Dienstzeit reichlich aus, dann aber zwang ihn, der sonst körperlich und vor allem geistig noch sehr rüstig war, und den sein Herr nur sehr ungern gehen ließ, ein sich mehr und mehr fühlbar machendes Herzleiden, sein Amt niederzulegen. Nicht ganz ein Jahr war es dem Siebziger vergönnt, sein otium cum dignitate in Stuttgart, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu genießen. Mitten in wissenschaftlicher Arbeit raffte ihn eine Lungenentzündung, die er sich im Gefolge einer Erkältung zuzog und der das kranke Herz nicht mehr Widerstand leistete, am 3. Juni 1895 hinweg. —

Noch an seinem Todestage diktierte er, der sein Ende mit stoischer Ruhe in vollem Bewußtsein herankommen fühlte, einige kurze sachliche Angaben über sein Leben mit dem Wunsch, daß sie „ohne überflüssige weitere Betrachtungen" nach seinem Tode in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung erscheinen sollten. Sein Wunsch ist wörtlich erfüllt worden, sein Diktat erschien ohne Zusätze in Nr. 120 des genannten Blattes vom 6. Juni 1895.

Lehner hat wohl in der Überzeugung, daß sein Lebenswerk, das Sigmaringer Museum, stets von ihm und seiner Tätigkeit zeugen werde, auf einen ausführlichen Nachruf verzichten zu können geglaubt. Aber er sollte nicht Recht behalten. Daß mehr und mehr sein Andenken gleichzeitig mit dem Verschwinden seiner Zeitgenossen und Freunde dahinschwand, das ist Menschenlos, das nicht zu ändern ist. Das Bitterste ist ihm wenigstens zu seinen Lebzeiten erspart geblieben: daß das Werk selbst, das er geschaffen und an dem er mit ganzem Herzen gehangen hatte, untergehen sollte. Erst im Jahr 1928 ist dies Letzte erfolgt: das schöne, kostbare, einzigartige Sigmaringer Kunstmuseum ist in alle Winde zerstreut! — Wir wollen nicht mit dem Schicksal rechten; in der traurigen Zeit, die wir alle durchleben mußten, ist so vieles zerbrochen und eingestürzt, was ein monumentum aere perennius zu sein geschienen hatte, und dies Los hat eben auch die Schöpfung Friedrich August Lehners teilen müssen. Aber wenn sein Werk auch verschwunden, sein Schrifttum vergessen, sein Andenken fast ausgelöscht ist, so wissen wir ja doch, daß, wer den Besten seiner Zeit genug getan, für alle Zeiten gelebt hat; ein versöhnender Gedanke, der auch von fern anklingt aus den schönen und tiefen Worten, welche einst Carmen Sylva in das Fremdenbuch der Sigmaringer Kunstsammlung geschrieben hat:

„Jeder gebe sein Bestes her
Und meißle so kühn, und feile so zart,
Und werfe getrost sein Tun ins Meer —
Einst kehrt es wieder und leuchtet hehr,
Von wogender Ewigkeit umschart".

(Quellen: Familienpapiere, Nachlaß.)

Kleine Mitteilungen

„Zur botanischen Erforschung Hohenzollerns" freuen wir uns — als Nachtrag zu S. 13 — darauf hinweisen zu können, daß soeben als Ersatz für den veralteten Kirchner und Eichler ein ganz neues Bestimmungsbuch von K. und Fr. Bertsch „Flora von Württemberg und Hohenzollern" (1933, 311 S.) erschienen ist, das ganz Hohenzollern umfaßt und bestens zu empfehlen ist (vgl. die Besprechung). — O. Schmeils „Flora von Deutschland" ist 1932 in 44. Edition mit 449 Seiten und 1000 Abbildungen herausgekommen.

Hohenzollerische Münzen, Medaillen usw.

Den Freunden hohenzollerischer Münzen, Medaillen, Orden usw. zur Nachricht, daß die Hohenzollerische Heimatbücherei Literatur zu diesem Sammelgebiete besitzt, die neben den wenigen Druckschriften Hinweise auf Zeitschriftenartikel und sonstige Fachliteratur und bisher unveröffentlichte Arbeiten umfaßt. Besonders in den zuletztgenannten Schriften ist versucht, das ganze Sammelgebiet zu erfassen und den wirklichen Liebhabern zu gänglich zu machen. Vor allem soll damit die Freude an einem schönen und wertvollen Sondergebiete der Heimatkunde geweckt werden, das bisher bei uns stark vernachlässigt wurde. Wir sind natürlich bestrebt, unsere Materialiensammlung zu erweitern und bitten alle Freunde der Sache um Unterstützung, wie auch wir gerne Auskunft geben. Für Mitarbeiter möge als Anhalt dienen, daß in der Buchliteratur bisher berücksichtigt sind: Die Münzen, aber nicht erschöpfend; das Notgeld nur zum Teil; Medaillen des Fürstlichen Hauses, doch äußerst lückenlaft; Medaillen der Vereine und Ausstellungen (also Schützentaler und Preismedaillen aller Art, sowie auch Erinnerungsmedaillen) überhaupt nicht; Orden und Ehrenzeichen, die „bene merenti", Fürstliche Erinnerungszeichen und Geschenkstücke nur höchst dürftig.

Sobald über einzelne Abteilungen genügend Material beisammen ist, soll an dieser Stelle darüber eingehend berichtet werden. H. Faßbender.

Zur „Vorgeschichte der Abtretung Hohenzollerns an Preußen" macht Herr Dr. G. Hebeisen (Mitteil., 62., 1931, 53/62) den Versuch, die Abtretung auf die Verschuldung des Hauses Hohenzollern-Hechingen zurückzuführen, die durch das Eintreten dieses Hauses „für Kaiser und Reich und vor allem des katholischen Wesens halber" (S. 53 und 62) verursacht wäre. Die Feststellung der Verschuldung und ihr Zurückgehen auf die Tätigkeit des Fürsten Johann Georg im Dienste der Kaiser ist in dankenswerter Weise völlig geglückt. In gar keiner Weise jedoch ist es dem Verfasser gelungen, obige These irgendwie zu belegen. Was feststeht ist lediglich dieses, daß die Geldnöte der Hechinger Linie zu einem Briefwechsel mit Brandenburg führten, in dessen Verlauf dieses, nachdrücklich auf die bestehende Verwandtschaft und die daraus von Hechingen abgeleitete Unterstützungspflicht aufmerksam gemacht, so praktisch war, an Successionsverträge zu denken (S. 55/56) und diese auch 1695 und 1707 zu erreichen.